

Liebe\*r Leser\*in,

dies ist eine von dem/der Autor\*in zur Verfügung gestellte Manuskriptversion eines Aufsatzes, der in Simon Peng-Keller (Hg.), *Bilder als Vertrauensbrücken. Die Symbolsprache Sterbender verstehen* erschienen ist.

Der Text stimmt mit dem Manuskript überein, das der/die Autor\*in zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch *nicht* das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:

Simon Peng-Keller

Symbolsprachen Sterbender. Formen und Sinn bildhafter Kommunikation am Lebensende

in: Ders. (Hrsg.), *Bilder als Vertrauensbrücken. Die Symbolsprache Sterbender verstehen*, S. 1–16

Berlin: De Gruyter 2017 (Studies in Spiritual Care 2)

<https://doi.org/10.1515/9783110532524-001>

Die Verlagsversion ist möglicherweise nur gegen Bezahlung zugänglich.

Angabe des Verlags zur Lizenz: All Rights Reserved.

Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Policy des Verlags De Gruyter Brill publiziert:

<https://www.degruyterbrill.com/publishing/fuer-autoren/autoren-richtlinien/repository-richtlinie-buecher>

Ihr IxTheo-Team

Simon Peng-Keller, Symbolsprachen Sterbender. Formen und Sinn bildhafter Kommunikation am Lebensende, in: S. Peng-Keller (Hrsg.), Bilder als Vertrauensbrücken. Die Symbolsprache Sterbender verstehen (Reihe: Studies in Spiritual Care, Bd. 2). Berlin: De Gruyter 2017, 1-16.

## Symbolsprachen Sterbender

### Formen und Sinn bildhafter Kommunikation am Lebensende

*Simon Peng-Keller*

Der Anspruch, Sterbende in ihrem Erleben und ihrer Symbolsprache verstehen zu können, begleitet die moderne Hospizbewegung. Entspringt diese doch symbolischen Erbschaften, die für die zurückbleibenden Begleiter und Begleiterinnen zum Auftrag werden: Das symbolische Fenster, das David Tasma seiner ihm freundschaftlich zugewandten Ärztin vermachte, ist nur eines von vielen Beispielen. Auch der Weg von Elisabeth Kübler-Ross wurde durch ein solches Ereignis von hoher Symbolkraft initiiert, das in die Zeit kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs datiert und auf das sie später immer wieder zurückgekommen ist. Im Rahmen eines Einsatzes des Internationalen Friedensdienstes besuchte sie als Zwanzigjährige 1946 das Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers von Majdanek. Was sich ihr dabei unauslöschlich einprägte, waren nicht allein die sich auftürmenden Überbleibsel der Ermordeten, sondern ebenso die auf Barackenwänden eingeritzten Kinderzeichnungen: „Als ich genauer hinschaute, entdeckte ich ein Motiv, das immer wieder auftauchte. Schmetterling. Überall sah ich diese Zeichnungen von Schmetterlingen. [...] ‚Warum?‘ frage ich mich. ‚Warum Schmetterlinge?‘ Sicher hatten sie eine besondere Bedeutung. Aber welche? Während der nächsten fünfundzwanzig Jahre habe ich mir diese Fragen gestellt“.<sup>1</sup> Die Antwort, die Kübler-Ross später auf diese frühen Fragen finden wird, ist so eigenwillig wie all ihre

---

<sup>1</sup> Elisabeth Kübler-Ross, Das Rad des Lebens. Autobiographie, München 1997, 89. Eine eindrückliche Sammlung solcher Zeichnungen findet sich in: Hana Volavková (Ed.), I Never Saw Another Butterfly: Children's Drawings and Poems from Terezin Concentration Camp 1942-1944, New York 2019.

Beiträge zu Sterben und Tod. Ich werde weiter unten darauf zurückkommen. Als letzte Lebenszeichen ermordeter jüdischer Kinder machen die eingeritzten Schmetterlinge von Majdanek darauf aufmerksam, dass die Symbolsprache, die Menschen in Todesnähe entwickeln, unterschiedliche Gestalt annehmen kann und zu ihrem Verständnis auch die jeweiligen Kontexte ins Auge zu fassen sind. Deshalb soll in einem ersten Schritt versucht werden, eine Phänomenologie zu entwerfen, die die Vielgestaltigkeit symbolischer Kommunikation in Todesnähe in übersichtlicher Weise vergegenwärtigt. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit dem Verhältnis von symbolischer Kommunikation und den von uns ebenfalls untersuchten Formen bildhaften Erlebens in Todesnähe. Der Frage nach dem Sinn symbolischer Kommunikation wende ich mich dann in einem dritten Schritt zu, indem ich die Deutungszugänge diskutiere, die in den letzten Jahrzehnten entwickelt wurden.

## **1 Phänomenologische Annäherung**

Die Sterbeforschung der letzten Jahrzehnte hat sich dem Phänomen, mit dem sich der vorliegende Band beschäftigt, oft in sehr selektiver Weise beschäftigt. Kübler-Ross ist dafür ein gutes Beispiel: Ihr Blick auf die Kinderzeichnungen von Majdanek – oder ihre spätere Erinnerung daran – ist sehr selektiv: sie sieht überall Schmetterlinge. Dass es daneben noch andere Motive gab, wird zwar erwähnt, jedoch nicht näher ausgeführt. Und gab es auch Zeichnungen von Jugendlichen oder Erwachsenen? Wenig reflektiert wurde bisher auch die Frage, welche Bedeutung in diesem Zusammenhang der Sterbeart zukommt. Die Kinder, die in Majdanek ihre Zeichnungen hinterlassen haben, waren anders als jene, die Kübler-Ross später behandelte, nicht krank. Sie befanden sich nicht in einem langsam fortschreitenden Sterbeprozess, sondern spürten die Nähe eines gewaltsamen Todes. Auch dass diese Todesnähe nicht nur sie allein, sondern meist auch ihre Eltern und Geschwister betraf, ist ein besonderes Merkmal der Erfahrung, die in den Zeichnungen Ausdruck fand. Die zu beachtenden Unterschiede vervielfachen sich, wenn man den Blick auf andere Kommunikationsmedien ausdehnt: auf verbale Sprachlichkeit, Gesten, Handlungen, Musik, Kunsthandwerk usw.

## *Grundformen*

Bevor ich mich exemplarisch spezifischen Ausdrucksformen zuwende, muss zunächst darüber nachgedacht werden, was sie miteinander verbindet: ihre Symbolizität. Die Sprachformen Sterbender, von denen manche auf den ersten Blick schwer verständlich erscheinen mögen, erweisen sich bei näherer Betrachtung als in engster Weise mit alltäglichen Formen menschlichen Selbstausdrucks verflochten. Sie zeichnen davon, dass unser Weltzugang zeichenhaft vermittelt ist. Sprache und menschliches Sich-Verhalten zeichnen sich insgesamt durch Symbolizität aus. Die Rede von „symbolischer Kommunikation“ unterstreicht die sinnlich-bildhafte Prägnanz, die allem kommunikativen Handeln einwohnt und es bedeutungsträchtig – und interpretationsbedürftig – macht. Der von Ernst Cassirer geprägte Begriff der *Prägnanz* unterstreicht, dass sich Sinnhaftes immer sinnlich, in bedeutungsträchtigen Zeichen artikuliert. ‚Prägnant‘ ist in diesem Sinne etwas, das mit Sinn ‚schwanger geht‘. Prägnante Zeichen und Bilder bedürfen, um diesen vieldeutigen Sinn zu entbergen, einer kreativ ausdeutenden Wahrnehmung und Artikulation.<sup>2</sup>

Die die vorliegende Untersuchung leitende Rede von ‚symbolischer Kommunikation‘ scheint insofern redundant. Gilt sie doch für jede Form menschlicher Kommunikation. Was ist ihr pragmatischer Sinn im Zusammenhang des Sterbens und seiner Begleitung? Es ist für das Verständnis des hier beleuchteten Phänomens bedeutsam, dass sich diese Frage zweifach beantworten lässt:

(1.) ‚Symbolische Kommunikation‘ lässt sich zum einen als übergreifender Terminus für das breit belegte Phänomen verstehen, dass Menschen in Todesnähe oft Mitteilungsformen wählen, die von alltagssprachlichen Üblichkeiten abweichen und aus der Begleiter(innen)perspektive als *fremd* bzw. *befremdend* empfunden werden können. Geht man davon aus, dass diese Sprachformen nicht schon im Voraus existieren, sondern im Rückgriff auf kulturell vermittelte und lebensgeschichtlich geprägte Repertoires je neu in situativ bestimmter Weise entwickelt werden, ereignen sich am Lebensende höchst kreative

—

<sup>2</sup> Insofern Cassirers Prägnanzbegriff sich sowohl auf die Wahrnehmung als auch auf Artikulationsformen bezieht, vermag er eine Brücke zu schlagen zwischen symbolischem Erleben einerseits und symbolischer Kommunikation andererseits.

Prozesse. Auf Seiten der Begleitpersonen erfordert das die Fähigkeit, sich in ebenso kreativer Weise auf Bild- und Sprachfindungen einzulassen.

(2.) Was aus Sicht der Begleitenden als „symbolische Kommunikation“ erscheint, entspricht in der *Perspektive der Betroffenen* der Erfahrung, dass das Widerfahrnis der Todesnähe die Wahrnehmung und das Sprachempfinden verändert und Bedeutsamkeiten verschiebt. Das lässt sich als Transfiguration des Alltags beschreiben, als ein Prozess, durch den der sonst unbemerkte Bedeutungsgehalt von Wahrnehmungsgegenständen hervortritt. So kann ein verwelkender Blumenstrauß<sup>3</sup> oder ein sich entblätternder Baum zu einem hilfreichen Spiegel des zu Ende gehenden Lebens werden. Auch alltägliche Handlungen und Ereignisse können sich symbolisch aufladen. Das zeigt sich in besonderer Weise im Zeiterleben.<sup>4</sup> Das Sprachempfinden von Sterbenden scheint jenem zu ähneln, das Menschen beschreiben, die von epileptischen Auren berichten. Während dieses Erlebens, so wird berichtet, sei die Sprache „mehrdimensional“ – im Gegensatz zum Alltag, wo sie eindimensional sei.<sup>5</sup>

Die Transfiguration des Wahrnehmens kann die Selbstmitteilung von Sterbenden auch in einer weniger auffälligen Weise prägen, als das bei der erstgenannten Weise symbolischer Kommunikation der Fall ist, die von Begleitpersonen als befremdlich wahrgenommen wird. Wenn menschliche Kommunikation immer mehrschichtig und mehrdeutig ist und jede noch so alltägliche Aussage auf einen tieferen, symbolischen Sinn abgetastet werden kann, dann gilt das, wie Erhard Weiher in seinem Beitrag zeigt, in Lebensendgesprächen in besonderer Weise. Im Horizont des nahenden Todes bekommen Worte ein größeres Gewicht und eine andere Färbung. So kann in der Frage „Wie spät ist es?“ in Todesnähe Tiefsinn mitklingen, der vom Fragenden selbst nicht wahrgenommen wird. Diesseits aller bewussten und unbewussten

—

<sup>3</sup> Vgl. Rachel Stanworth, *Recognizing spiritual needs in people who are dying*, Oxford/New York 2004, 2.

<sup>4</sup> Auf diesen Aspekt weist auch Joachim Küchenhoff in seinem Beitrag hin.

<sup>5</sup> Elisabeth Gülich, Unbeschreibbarkeit. Rhetorischer Topos – Gattungsmerkmal – Formulierungsressource, in: *Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 6 (2005), 222-244.

Intentionen von Sterbenden und ihren Begleitpersonen ist es die besondere Situation, die solcher Kommunikation eine eigene Prägung gibt. Wenn ein definitiver Abschied in der Luft liegt, wächst Worten und Gesten ein weiterer Sinn zu. Letzte Worte, mögen sie noch so alltäglich sein, haben das Gewicht eines Vermächnisses, einer letzten Selbstaussage.

### *Leitmedien*

Die Übergänge zwischen den beiden eben beschriebenen Grundformen symbolischer Kommunikation sind fließend. Das erlaubt es, sie gemeinsam in den Blick zu nehmen, wenn ich mich drei Leitmedien symbolischer Kommunikation am Lebensende zuwende: Metaphern, Bilder und Gesten. Es wird zu zeigen sein, dass diese Leitmedien nicht unverbunden nebeneinander stehen, sondern eng miteinander verbunden sind.

(a) *Metaphern*: Angesichts der zentralen Bedeutung metaphorischer Sprachformen in den unterschiedlichsten kommunikativen Zusammenhängen erstaunt es nicht, dass sie auch in der Kommunikation am Lebensende eine Schlüsselrolle spielen, und das nicht allein in den Äußerungen von Sterbenden, sondern ebenso bei professionellen Helferinnen und Angehörigen.<sup>6</sup> Die sich einer intensiv geführten Diskussion verdankende Einsicht, dass metaphorische Rede sehr unterschiedliche Funktionen erfüllen kann, ist auch im vorliegenden Zusammenhang zu beachten.<sup>7</sup> Im Vergleich zur begrifflichen Sprache, die auf semantische Eindeutigkeit abzielt, zeichnet sich metaphorische Rede in je unterschiedlicher Ausprägung durch ihre innovative, stabilisierende, integrierende und vergegenwärtigende Kraft aus. In seiner richtungsweisenden Studie *Die lebendige Metapher* betonte Paul Ricœur besonders den ersten Aspekt,<sup>8</sup>

---

<sup>6</sup> Vgl. Veronika Koller, Metaphern in der Palliativversorgung und Sterbebegleitung, *Leidfäden* 2:3 (2013), 13–15.

<sup>7</sup> Zur Diskussion vgl. Philipp Stoellger, *Metapher und Lebenswelt. Hans Blumenbergs Metaphorologie als Lebenswelthermeneutik und ihr religionsphänomenologischer Horizont*, Tübingen 2000.

<sup>8</sup> Paul Ricœur, *Die lebendige Metapher*. Mit einem Vorwort zur deutschen Ausgabe. München 21991.

der auch in der Symbolsprache Sterbender am stärksten ins Auge springt. ‚Lebendig‘ sind nach Ricœur jene Metaphern, die in kreativen Wortfindungen entstehen und in ihrem Gebrauch einen überraschenden Sinn erzeugen. Er blitzt, wie Ricœur selbst in metaphorischer Sprache sagt, „wie ein Funke [...] beim Zusammenstoß zweier bisher voneinander entfernter semantischer Felder“ auf.<sup>9</sup> Erhard Weiher betont stärker die integrative, stabilisierende und vergegenwärtigende Kraft metaphorischer Rede. Sie dient als „Schaukel“, die widersprüchliche Gefühle miteinander verbindet und sich so stabilisierend auswirkt. Ebenso kann sie Vergangenes und Erhofftes vergegenwärtigen.<sup>10</sup>

*(b) Bilder:* Was eben als charakteristisch für die metaphorische Rede bezeichnet wurde, gilt ebenso für die in Todesnähe gemalten oder gezeichneten Bilder: in je besonderer Ausprägung sind in ihnen innovative, stabilisierende, integrierende und vergegenwärtigende Kräfte am Werk.<sup>11</sup> Kathrin Hillermann und Dietrich Niethammer betonen in ihrem Beitrag zum vorliegenden Band zunächst den integrativen Aspekt: In ihren Zeichnungen und Bildern setzen sich Kinder und Jugendliche mit der sie bedrängenden Todesnähe auseinander und stellen ihr etwas entgegen: ihre Hoffnung und kreative Kraft ebenso wie das, was ihnen wertvoll ist und sie als solches ins Bild bringen. So gelingt es der 8-jährigen Emilie malend, den Goldschatz ihres Lebens durch das bedrohliche Feuer hinüberzuretten und sich dabei auch mit ihren Freundinnen zu verbinden. Dass Bilder nicht weniger als Worte eine kommunikative Funktion erfüllen können, lässt sich den von Hillermann präsentierten Bildern in doppelter Weise entnehmen: sie können als Medium aktueller Kommunikation und als geistige Hinterlassenschaft dienen. Zum einen sind sie eingebunden in eine therapeutische Interaktion und bringen meist auch die verbale Kommunikation in Gang. Auf diese Weise werden die gezeichneten und gemalten Bilder zu Brücken zwischen den Sterbenden und ihren

—

<sup>9</sup> Ebd. VI.

<sup>10</sup> Vgl. Vignette 13 in meinem Schlussbeitrag.

<sup>11</sup> Entsprechend vielfältig sind die Bildmotive. Klaus Evertz, Bilder als Lebenszeichen – Kunsttherapie, in: E. Aulbert et al. (Hrsg.), Lehrbuch der Palliativmedizin, Stuttgart 2012, 1208-1230 unterscheidet u.a. zwischen Bedrohungs-, Trauer-, Trost-, Verdrängungs-, Todes- und Heilungsbildern.

professionellen Begleitern und ihren Angehörigen.<sup>12</sup> Zum andern können Bilder dazu beitragen, dass die Selbstartikulation an der Grenze des Todes nicht abbricht. Die Bilder, die die 20-jährige Büsra für ihre Grossfamilie malt, zeigen, dass nicht nur letzten Worten das Gewicht einer geistigen Hinterlassenschaft zukommen kann, sondern auch letzten Bildern. In ihren Bildern bleibt Büsra innerhalb der zurückbleibenden Familie sichtbar und unsichtbar zugleich präsent. Auch der von Susan Bach herausgearbeitete Aspekt, dass den spontanen Bildern von Sterbenden nicht selten eine prognostische Qualität zukommt,<sup>13</sup> ist in der hier veröffentlichten Bildauswahl vertreten: durch den Weihnachtsbaum, den die 15-jährige Vanessa mitten im Sommer malt und mit dem sie ihren Tod am 27. Dezember desselben Jahres vorwegnimmt.

(c) *Gesten*: Die sinnliche Präsenz des Sinnhaften wird in Gesten in besonderer Weise ‚greifbar‘. In ihnen verdichtet sich auf elementare Weise jenes Zeigen, das sich in Bildern und Worten auf unterschiedliche Weise verwirklicht.<sup>14</sup> Wir benutzen eine Sprache, „die sich zunächst im visuellen Raum und mittels Gebrauch der Hände entwickelt hat.“<sup>15</sup> Die Wortsprache hebt sich von der gestischen Artikulation ab und bleibt in der mündlichen Kommunikation mit ihr verschränkt. Dabei behält das Gestische einen Eigensinn. Gottfried Boehm beschreibt ihn mit dem scharfen Auge eines Bildwissenschaftlers. Demnach gehören Gesten zu einem Prozess der „Gebärdung“. Dieser lebt nach Boehm von der dynamischen Differenz zwischen bestimmtem Vordergrund, der Geste selbst, und unbestimmtem leiblichem Hintergrund. Die Gebärdung, die präsentiert, pointiert und emotionalisiert, folgt einem Rhythmus von Entfernung und Näherung, in dem in je besonderen kommunikativen Situationen Sinnhaftes angezeigt werde. Die Flüchtigkeit dieses

---

<sup>12</sup> Susan Bach, Das Leben malt seine eigene Wahrheit. Über die Bedeutung spontaner Malereien schwerkranker Kinder, Einsiedeln 1995, 167ff.

<sup>13</sup> Ebd. 193ff.

<sup>14</sup> Sybille Krämer, Sagen und Zeigen. Sechs Perspektiven, in denen das Diskursive und das Ikonische in der Sprache konvergieren, in: Zeitschrift für Germanistik 3 (2003), 509-519; Shaun Gallagher, How the Body Shapes the Mind, New York/Oxford 2005.

<sup>15</sup> Gottfried Boehm, Das Zeigen der Bilder, in: ders./S. Egenhofer/Ch. Spies (Hrsg.), Zeigen. Die Rhetorik des Sichtbaren, München 2010, 19-52, hier: 39.

aufscheinenden Sinns ist das besondere Merkmal dieses Mediums: „Diese Instabilität der stets schwindenden Gebärde erweist sich gleichwohl als kraftvoll, weil sie die Aufmerksamkeit auf die *Totalität des Prozesses*, den Raum des Zwischen lenkt“.<sup>16</sup> Die damit einhergehende Oszillation zwischen sinnträchtiger Geste und unbestimmter Körperbewegung eröffnet einen weiten Raum des Verstehens und des Missverstehens.<sup>17</sup>

Das gilt für die Kommunikation am Lebensende in besonderer Weise. Unter den Vignetten, die uns klinische Seelsorger im Rahmen der von uns durchgeführten Fragebogenuntersuchung<sup>18</sup> mitgeteilt haben, finden sich viele Beispiele einer solch flackernden Sinnlichte. Die folgende Vignette einer Seelsorgerin steht für viele ähnliche Erfahrungen:

#### *Vignette I*

Ein Mann schien sehr deutliche Visionen zu haben. Er bewegte Arme und Hände, lag da mit offenen Augen, schien zu Leuten zu sprechen, die er im Raum sah. Leider konnte er sich nicht mehr mit Worten äussern, es war nur ein Stammeln. Er schien aber emotional sehr bewegt zu sein. So deutete ich jedenfalls sein Verhalten. Die Angehörigen meinten, er mache etwas an einem Elektrokasten, da er auch die Finger bewegte. Zu Hause habe er oft die elektrischen Rollläden etc. ferngesteuert. Für mich schien das aber nicht so plausibel.

Die Gesten, mit denen sich Sterbende artikulieren, treten in den Vordergrund, wenn ihnen die Möglichkeit der verbalen Selbstmitteilung genommen wird. Die Sprache der Gesten stellt Angehörige und professionelle Begleitpersonen nicht selten vor Rätsel. Im vorliegenden Beispiel tauschen sich die Begleitenden über den Sinn der Gesten aus. Doch gehen ihre Deutungen auseinander. Zu größerer Eindeutigkeit finden Gesten, wo sie im Kontext von symbolischen Handlungen wie Abschieds- und Aufbruchsritualen auftreten, zu denen auch spontane Handlungen und die Übergabe von Geschenken zu zählen sind. Damit sind wir bei der inhaltlichen Seite angelangt.

---

<sup>16</sup> Boehm, Das Zeigen der Bilder, 37.

<sup>17</sup> Vgl. Petra Christian-Widmaier, Nonverbale Kommunikationsweisen in der seelsorgerlichen Interaktion mit todkranken Patienten, Frankfurt/M. u.a. 1995.

<sup>18</sup> Nähere Angaben zu dieser Umfrage finden sich in meinem Schlussbeitrag.

## *Inhalte*

Die Fachliteratur, die die inhaltliche Vielfalt auf gemeinsame Merkmale hin absucht, kennt unterschiedliche Modelle, das von Sterbenden Mitgeteilte zu typisieren. Eine Möglichkeit ist es, die Inhalte nach ihrer emotionalen Qualität zu ordnen und zwischen Bildern der Hoffnung, des Vertrauens, der Angst oder der Trauer zu unterscheiden.<sup>19</sup> Auf der anderen Seite kann man die Mitteilungen auch auf ihre Funktion befragen und eine Einteilung nach zentralen ‚Aufgaben‘ vornehmen. In ihrer Untersuchung des visionären Erlebens von Hospizpatienten wählen Cheryl L. Nosek und Kollegen diesen zweiten Weg. Sie unterscheiden zwischen vier Hauptthemen:<sup>20</sup>

1. Vorbereitung für den Aufbruch
2. Verbindung mit Verstorbenen
3. Wiedererleben von Schlüsselereignissen
4. Unabgeschlossene Aufgaben

Die symbolische Kommunikation von Sterbenden folgt ähnlichen Mustern. Zu den „Vorbereitungen für den Aufbruch“ lassen sich zum einen indirekt mitgeteilte Vorahnungen des Todeszeitpunkts zählen, zum anderen geistige Vermächtnisse wie jenes von David Tasma: „I’ll be a window in your home.“ Eine „Verbindungen mit Verstorbenen“ findet sich, wie Vignette I zeigt, gelegentlich in der gestischen Kommunikation von Sterbenden. Dass sie nach den Berichten von

---

<sup>19</sup> Karin Kiworr, *Bilder der Hoffnung im Angesicht des Todes. Ein Weg christlicher Sterbebegleitung*, Mainz 2005; Johannes Fischer, *Zum Fürchten oder zum Hoffen? Die Wahrnehmung der Zukunft als Problem theologischer Ethik*, in: ders./U. Gäbler (Hrsg.), *Angst und Hoffnung. Grunderfahrungen des Menschen im Horizont von Religion und Theologie*, Stuttgart 1997, 123-147.

<sup>20</sup> Cheryl L. Nosek et al., *End-of-Life Dreams and Visions. A Qualitative Perspective from Hospice Patients*, in: *American Journal of Hospice and Palliative Medicine* 32:3 (2015), 269-274. Ich übernehme Noseks Typologie in einer vereinfachten Variante und fasse in die Kategorie „Verbindung mit Verstorbenen“ drei von Nosek et al. unterschiedene Motivkomplexe zusammen: das Wahrnehmen tröstlicher Präsenz von Verstorbenen; die Kommunikation mit ihnen; das Erwartet-Werden von ihnen.

Angehörigen und professionellen Helferinnen häufig ihre Arme nach oben ausstrecken, kann ebenfalls in diese Richtung interpretiert werden. Ein Beispiel eines „Wiedererlebens von Schlüsselereignissen“ zeigt sich z.B. in der von mir weiter unten zitierten Vignette 13 Im Anschauen des sich entblätternen Buchenbaums vor ihrem Fenster erinnert sich Frau O. an jene Linde, unter der sie sich in ihrer Jugend mit ihrem zukünftigen Ehemann traf. Der letzten Kategorie schließlich kann man die folgende kurze Vignette zuordnen, die uns von einem Seelsorger übermittelt wurde:

#### *Vignette II*

Herr H. war ein kontaktfreudiger Mensch und arbeitete sein Leben lang als Elektromonteur. Zusammen mit einem Partner baute er ein Elektrogeschäft auf, welches für ihn und seine Familie sehr wichtig war. Herr H. war in einem traditionell katholischen Milieu aufgewachsen und nahm über viele Jahrzehnte intensiv am Leben seiner Pfarrgemeinde teil, bis er sich nach einer enttäuschenden Erfahrung daraus zurückzog. Als er 78-jährig an einem Gehirntumor erkrankte, traten bald Anzeichen von Verwirrung auf. Als sich sein Zustand verschlechterte, wurde er ins Spital eingewiesen. Seine Familie bat mich schließlich, ihm die Krankensalbung zu spenden. Als Herr H. zwei Monate vor seinem Tod die Krankensalbung im Kreise seiner Familie empfing, begann er plötzlich von einer grossen Baustelle zu sprechen. Sie gehe quer durch die Stadt, in der er lebte, und es müssten noch viele Leitungsrohre und Kabel verlegt werden. Das sei ein grosses Unterfangen und erfordere nicht nur viel Baumaterial, sondern auch die ganze Energie der daran beteiligten Firmen, wiederholte er mehrmals. Die Familie betrachtete diese Aussagen als Ausdruck einer krankheitsbedingten Verwirrung. Selbst hatte ich hingegen den Eindruck, dass Herr H. damit etwas Wichtiges mitteilen wollte.

Von Noseks vier Hauptthemen lassen sich in dieser Vignette nicht weniger als drei finden: Dass Herr H. noch auf seinem Sterbebett Leitungen verlegen wollte, kann man als in symbolischer Sprache geäußelter Wunsch verstehen, liegen gebliebene Aufgaben vor seinem Tod zu beenden. Die Vignette gibt selbst einen Hinweis auf eine möglicherweise offen gebliebene Baustelle: die Entfremdung von seiner Ortschaft. Dass die Leitung quer durch die ganze Stadt gelegt werden muss, könnte jedoch auch als Verbindung zu einem Schlüsselereignis seines Lebens bzw. als symbolische Rekapitulation seines Lebenswerks verstanden werden. Tatsächlich hatte er während seiner langen Berufstätigkeit Kabel in der ganzen Stadt verlegt. Nun war er daran, seine Lebensaufgabe abzuschließen. Mit Blick auf seinen religiösen Hintergrund ist es schließlich auch nicht abwegig, aus Herrn H.s Aussage einen spirituellen Sinn herauszuhören und sie als Mitteilung zu

verstehen, dass er mit „ganzer Energie“ daran war, sich auf seine letzte Lebensaufgabe vorzubereiten und ‚neue Kontakte‘ aufzubauen.

Das Beispiel ist eine Warnung davor, die symbolischen Äußerungen von Sterbenden auf eine einzige Sinnebene engzuführen. Es lässt sich als Hinweis dafür lesen, dass es dabei häufig um verdichtete und überdeterminierte Mitteilungen geht. Wie Erhard Weiher zu bedenken gibt, könnte es sein, dass gerade Bedeutungsschwankungen für den Sinn solcher Aussagen konstitutiv sind. Doch führt uns das bereits zu der allgemeineren Frage, weshalb Sterbende oft in auffälliger oder unauffälliger Weise die Wege symbolischer Kommunikation wählen. Zuvor soll jedoch nach dem Verhältnis zwischen solcher Kommunikation und den imaginativen Erlebnisformen gefragt werden, die den Sterbeprozess häufig begleiten.

## **2 Symbolische Kommunikation und visionäres Erleben**

Das Forschungsprojekt, zu dem der vorliegende Band beiträgt, widmet sich der symbolischen Kommunikation im Horizont *visionären Erlebens in Todesnähe*. Dabei lassen sich, bei vielen Übergängen und Überlappungen, vier typische Formen solchen Erlebens voneinander unterscheiden, wobei die ersten beiden in episodischer Todesnähe auftreten, während die letzteren im Sterbeprozess angesiedelt sind:<sup>21</sup>

1. Nahtoderfahrungen
2. Oneiroides Erleben
3. Traumvisionen
4. Wachvisionen

Bei allen Besonderheiten ist diesen vier Formen visionären Erlebens gemeinsam, dass das Erlebte als hyperreal erlebt und von den Betroffenen sowohl vom Traumerleben als auch von alltäglichen Erlebnisinhalten unterschieden wird. Wie sich diese vielfach beobachtete Steigerung bildhaften Erlebens in Todesnähe zu der

---

<sup>21</sup> Für eine genauere Beschreibung dieser vier Erfahrungsformen vgl. Simon Peng-Keller, *Visionäres Erleben in Todesnähe. Wege des Verstehens und Perspektiven der Spiritual Care* (in Vorbereitung).

symbolischen Kommunikation von Sterbenden verhält, wurde bisher kaum untersucht.<sup>22</sup> Eine Verbindung ergibt sich schon allein dadurch, dass die Hinweise Sterbender auf ihr Erleben nicht selten symbolisch verknüpft sind. So berichtete eine von uns befragte Seelsorgerin von einer Patientin, die ihr sagte: „Ich habe bereits die Englein singen gehört.“ Das könnte eine Anspielung auf ein visionäres Erlebnis sein. Dass es einen Zusammenhang zwischen symbolischer Kommunikation und visionärem Erleben in Todesnähe gibt, legt sich auch durch viele gemeinsame Themenfelder nahe. Die vier oben zitierten Hauptthemen, die Nosek in ihrer inhaltlichen Analyse des visionären Erlebens am Lebensende herausarbeitete, bilden auch die Hauptthemen der symbolischen Kommunikation Sterbender. Erlebte Todesnähe bedeutet oft, auf intensive Weise in Bilderwelten einzutauchen und in Bildern zu kommunizieren. Das entspricht den in der jüngeren Traumforschung vielfach bemerkten Übergängen zwischen Nacht- und Tagträumen und deren Nähe zu poetischen Sprachformen. Walter Lesch beschreibt diesen Zusammenhang, indem er ein Spektrum verschiedener Bewusstseinszustände zeichnet und diese bestimmten Sprachformen zuordnet:

„Unser Wachzustand zeichnet sich durch einen hohen Grad an Selbstreflexivität aus, die es erlaubt, Bilder in logischen Sequenzen der einzelnen Elemente aufzubauen und eindeutige Zuordnungen vorzunehmen. Mit einem Nachlassen dieser fokussierenden Tätigkeit wird die Verwendung konventioneller Kategorien weniger rigide. Wir lassen unsere Gedanken schweifen, haben Tagträume, experimentieren zwanglos mit freien Assoziationen und entdecken unvermutete Zusammenhänge. Unsere Sprache wird metaphorischer. Genau dieser Prozess wird im Traumzustand noch gesteigert. An die Stelle der linearen Abläufe von nüchternen Beschreibungen oder strukturierten Argumenten treten anspielungsreiche Bilder und komplexe Verknüpfungen von Gedanken, die auf eine hohe neuronale Aktivität hindeuten.“<sup>23</sup>

---

<sup>22</sup> Eine der wenigen Ausnahmen ist: Bruce L. Arnold/Linda S. Lloyd, Harnessing Complex Emergent Metaphors for Effective Communication in Palliative Care. A Multimodal Perceptual Analysis of Hospice Patients' Reports of Transcendence Experiences, in: American Journal of Hospice & Palliative Medicine 2013 (DOI: 10.1177/1049909113490821).

<sup>23</sup> Lesch, Walter, Ich träume, also bin ich. Philosophische und theologische Annäherungen an Träume und Wünsche, in: ders., Übersetzungen. Grenzgänge zwischen philosophischer und theologischer Ethik, Freiburg i.Ü./Freiburg i.Br./Wien 2013, 257-272, hier: 266.

In Todesnähe tritt hervor, was zu den Kennzeichen menschlichen Lebens überhaupt gehört: dass unser Sprechen, Denken und Erleben imaginativ durchformt ist.<sup>24</sup> Nach Christa Wolfs *Kassandra* zeigt sich am Lebensende, dass das Bildhafte das Worthafte überlebt: „Das letzte wird ein Bild sein, kein Wort. Vor den Bildern sterben die Wörter.“<sup>25</sup>

Dass das visionär Erlebte *metaphorisch* zu verstehen sei und insofern mit den in derselben Weise zu verstehenden symbolischen Äußerungen konvergiere, ist ein Deutungsvorschlag, der näher erläutert werden muss. Ich greife dazu auf Überlegungen zurück, die Hubert Knoblauch vor einigen Jahren unter dem Titel *Transzendenzerfahrung und symbolische Kommunikation* entwickelte.<sup>26</sup> Knoblauch vertritt darin die These, Nahtoderfahrungen seien als „gelebte Allegorien“ zu betrachten. In ihnen symbolisiere sich das Widerfahrnis der Todesnähe. Als allegorisch sei solches Erleben insofern zu bezeichnen, als das Ereignis sich dem Bewusstsein der (scheinbar) Bewusstlosen auf bildhaft- und narrativ-verschlüsselte Weise vergegenwärtigt: „Das Bildliche [...] ist die Erfahrung selbst, die den körperlichen Zustand gewissermaßen übersetzt.“<sup>27</sup> Um „Transzendenzerfahrungen“ handelt es sich dabei insofern, als in solchem Erleben die Sinnprovinz des Alltags für kurze Zeit verlassen wird.

Welche der beiden Sinnprovinzen dabei als die primäre wahrgenommen wird, hängt von der Perspektive ab. Für die Betroffenen ist, zumindest während des Erlebens selbst, das in hyperrealer Weise Erlebte die eigentliche Wirklichkeit.<sup>28</sup> Knoblauch hingegen deutet die visionäre Erlebniswirklichkeit als symbolische Vergegenwärtigung: als „gelebte

---

<sup>24</sup> Aus philosophischer Sicht besonders aufschlussreich sind in dieser Hinsicht die Studien von Maurice Merleau-Ponty. Vgl. dazu umfassend: Annabelle Dufourcq, *Merleau-Ponty: une ontologie de l'imaginaire*, Dordrecht 2012.

<sup>25</sup> Christa Wolf, *Kassandra*, Darmstadt/Neuwied 1983, 26. Vgl. auch ebd. 51: „Rasend schnell die Abfolge der Bilder in meinem müden Kopf, die Worte können sie nicht einholen.“

<sup>26</sup> Hubert Knoblauch, *Gelebte Allegorien. Symbol und Erfahrung in der Nähe des Todes*, in: Gerhart von Graevenitz u.a. (Hrsg.), *Die Unvermeidlichkeit der Bilder*, Tübingen 2001, 255-270.

<sup>27</sup> Knoblauch, *Gelebte Allegorien*, 264.

<sup>28</sup> Knoblauch, *Gelebte Allegorien*, 264f.: „Lebensweltliche, am Leib erfahrene Realität ist für die Betroffenen das, was die Vision zeigt.“

Allegorie“<sup>29</sup>. Im visionär Erlebten spiegelt sich demnach eine andere, dies- oder jenseitige Wirklichkeit: sei es das Geschehen am Krankenbett, das vorbewusste Selbsterleben der Betroffenen oder, wenn man den – von Knoblauch selbst nicht vollzogenen – Schritt zu einer religiösen Deutung wagt, möglicherweise auch eine transzendente Dimension, die sich den Betroffenen bildhaft mitteilt. Das „allegorisch Erlebte“ bedarf einer der religiösen Sprache verwandten „symbolischen Kommunikation“, die im Rückgriff auf ein dem Alltag entnommenes Bildrepertoire das Nicht-Alltägliche zu vergegenwärtigen sucht.

Will man sich Knoblauchs Deutungsvorschlag zu eigen machen, hat man sich mit dem Begriff des ‚allegorischen Erlebens‘ auseinanderzusetzen. Für manche der von Knoblauch empirisch untersuchten Nahtoderfahrungen erscheint es durchaus passend, sie als ‚allegorisch‘ zu charakterisieren. Für eine allgemeine Charakterisierung der heterogenen Erlebnisinhalte dürfte der Begriff jedoch ungeeignet sein (weshalb er auch bei Knoblauch selbst bald wieder in den Hintergrund tritt). Nicht alles, was in Todesnähe visionär erlebt wird, fügt sich in diese Kategorie. Ohnehin wirkt der Begriff der Allegorese allzu artifiziell für das Phänomen, das er bezeichnen soll – außer man versteht Knoblauchs Begriffsgebrauch nicht seinerseits als metaphorisch.

Der Vorschlag, dem visionär Erlebten eine *metaphorische Qualität* zuzuschreiben, erscheint demgegenüber insofern weniger artifiziell, als nicht allein unsere Alltagssprache metaphorisch durchtränkt ist, sondern dies in gewisser Weise auch für unser Erleben und Wahrnehmen zutrifft. ‚Brütende Hitze‘, ‚klirrende Kälte‘ und ‚goldene Jahre‘ sind nicht allein Metaphern, die eine vorgängige Erlebniswirklichkeit zur Sprache bringen, sondern sie formen auch das Erlebte und Erinnernte. Versucht man, angesichts der Omnipräsenz des Metaphorischen die besondere Qualität der hier untersuchten Erlebnis- und Sprachformen herauszustellen, so kann man dazu auf Ricœurs Konzept der ‚lebendigen Metapher‘ zurückgreifen.<sup>29</sup> Im Unterschied zum verblassten Bildgehalt alltagssprachlicher Ausdrücke wie ‚Glühbirne‘ und ‚Baumkrone‘ zeichnen sich ‚lebendige Metaphern‘

—

<sup>29</sup> Paul Ricœur, Die lebendige Metapher. Mit einem Vorwort zur deutschen Ausgabe. München 21991.

dadurch aus, dass sie neu und überraschend wirken. Sie entspringen einer schöpferischen Imagination und sind nicht nur semantisch innovativ, sondern erfüllen auch eine heuristisch-kognitive Funktion: Sie schärfen den Blick für bisher Unbeachtetes.

Während Ricœur literarische Texte vor Augen stehen, handelt es sich jedoch im vorliegenden Fall um die Poesie außeralltäglicher Erlebnis- und Kommunikationszusammenhänge, die sich mit der Poesie des Alltags berühren und sie freisetzen kann. Die weiter unten von mir zitierte Vignette 13, die um eine wahrgenommene Buche und eine erinnerte und imaginierte Linde kreist, bildet dafür ein eindrückliches Beispiel. Der in ihr beschriebene fließende Übergang von alltäglicher Wahrnehmung zu einer wachtraumartigen Imagination, die in inhaltlicher Hinsicht den Traum- und Wachvisionen von Sterbenden entspricht, weist darauf hin, dass die Sinnprovinz des Alltags und jene der außeralltäglichen Erlebnisse in Todesnähe weniger weit auseinanderliegen, als es zunächst erscheinen mag.

### **3 Vom Sinn symbolischer Kommunikation**

Warum ritzen die jüdischen Kinder, die im Konzentrationslager Majdanek ermordet wurden, Schmetterlinge und andere Motive in die kahlen Barackenwände? War es das Bedürfnis nach kreativem Selbstaussdruck, das auch unter schlimmsten Umständen nicht verloren geht? War es ihre Form, ein Hoffnungszeichen zu setzen? War es eine Botschaft an die Zurückbleibenden? War es eine Verbindung von allem? Die von uns selbst erhobenen Vignetten und die Beispiele aus der Lebensend-Literatur lassen das vermuten. Wenn im Folgenden unterschiedliche Sinndimensionen unterschieden werden, darf das nicht so verstanden werden, als würde es sich dabei um sich ausschließende Alternativen handeln. Der Sinn symbolischer Kommunikation ist – wie das Erzählen am Lebensende<sup>30</sup> – mehrschichtig. Er lässt sich nicht auf eine Funktion reduzieren und schon gar nicht auf eine einzige.

---

<sup>30</sup> Nach Brigitte Boothe, Vertrauen und Fragilität. Erzählungen alter Menschen vom guten Leben, in: R. Kunz (Hrsg.) Religiöse Begleitung im Alter. Religion als Thema der Gerontologie, Zürich 2007, 99-120 kann solches Erzählen vierfach motiviert sein: Sie kann der sozialen Integration, der psychischen Restitution, der psychischen Reorganisation und der Vergegenwärtigung dienen.

### *Selbstmitteilung*

Die Symbolsprache Sterbender kann als eine besondere Form indirekter Selbstmitteilung verstanden werden. Was in alltagssprachlicher Kommunikation unauffällig eingewoben ist, tritt hier in einer Weise hervor, die als irritierend empfunden werden kann. Gleichwohl bieten gerade alltagssprachliche Formen indirekt-bildhafter Mitteilung einen Hinweis auf den Sinn, der solchen Sprachformen in Todesnähe zukommt. Wir wählen sie, um etwas „durch die Blume“ mitzuteilen, um unsere Anliegen und Wünsche taktvoll zu äußern oder um schonend Dinge zu formulieren, die uns oder andern nahe gehen. Dass Sterbende durch indirekte Selbstmitteilung Angehörige und sich selbst vor einer direkten Konfrontation mit dem Tod schützen, ist ein bekanntes Phänomen. Die Psychoonkologin Rosanna Abbruzzese beschreibt dies (ähnlich wie Dietrich Niethammer und Katrin Hillermann weiter unten) am Beispiel sterbenskranker Kinder und Jugendlicher: „Beim Kommunizieren über die Symbolebene findet die Distanzregulierung über Bilder und Metaphern statt (Zeichnungen, Figuren aus Filmen wie ‚Bambi‘, ‚König der Löwen‘, ‚Spiderman‘ u.ä.).“<sup>31</sup>

Auf das Phänomen, dass Kinder und Jugendliche die von ihnen wahrgenommene Todesnähe nicht selten durch ‚geborgte Erzählungen‘<sup>32</sup> verarbeiten, wird noch zurückzukommen sein. Zuvor verdient ein zweiter Aspekt symbolischer Selbstmitteilung Aufmerksamkeit: ihr Appell- und Wunschcharakter. Maggie Callanan und Patricia Kelley betonen, dass sich in symbolischen Äußerungen von Sterbenden häufig der Wunsch verbirgt, sich vor seinem Tod noch mit jemandem oder einem schwierigen Aspekt des eigenen Lebens zu versöhnen oder von einer geliebten Person Abschied nehmen zu

---

<sup>31</sup> Rosanna Abbruzzese, Kommunikation mit Kindern und ihren Familien in Palliativsituationen und in der Trauerbegleitung, in: palliative-ch 4 (2014), 13-16. Ein eindrückliches Beispiel dafür findet sich bei Bettina Weber, Sterbebegleitung für ein Kind (Tagesanzeiger 25.10.2013).

<sup>32</sup> Cheryl Mattingly, The Paradox of Hope. Journeys through a Clinical Borderland, Berkeley/Los Angeles/London 2010.

können.<sup>33</sup> Der Appellcharakter symbolischer Kommunikation kann sich mehr oder weniger ausdrücklich und dringlich artikulieren. Am deutlichsten zeigt er sich dort, wo symbolische Äußerungen in Befehlsform daherkommen: „Komm, wir gehen nach Spanien!“, fordert in einer von mir weiter unten zitierten Vignette ein todkranker Patient seine Tochter auf. Nicht immer zeigt sich der Wunschcharakter symbolischer Kommunikation so direkt. Vielmehr dürfte eine zentrale Herausforderung, vor die die Symbolsprache Sterbender ihre Begleitpersonen stellt, genau an diesem Punkt zu finden sein: aus schwerverständlichen Mitteilungen heraushören zu können, was sich in ihnen an letzten Wünschen artikuliert. Wenn Herr D. den Wunsch äußert, noch Leitungen durch die ganze Stadt zu verlegen (Vignette II), könnte das auch ein Appell an die Begleitenden sein, die an diesem Ort zuhause sind. Möchte er Verbindungen schaffen zu ihnen – und für sie?

### *Selbstintegration*

Die Einsicht, dass die symbolische Sprache Sterbender auch als Ausdruck und Medium der Selbstklärung und Selbstintegration dient, ist tiefenpsychologischen Studien zu verdanken.<sup>34</sup> Darin wird hervorgehoben, dass Sterbende solche Kommunikationsformen nicht allein deswegen wählen, um sich und andere vor schwer zu akzeptierenden Wahrheiten zu schützen. Vielmehr dienen sie ihnen auch dazu, die Ambivalenzen des Abschieds zu verarbeiten und sich auf einen letzten Übergang vorzubereiten. Symbolen ist ein integratives Potenzial zu Eigen. Sie halten zusammen, was auseinanderzubrechen droht. Und sie ermöglichen Selbstdistanzierung und die kreative Transformation bisheriger Selbstkonzepte, die in Todesnähe starken desintegrativen Kräften ausgesetzt sind. Die Symbole, auf die Menschen in Todesnähe zurückgreifen, entstammen nicht immer den grossen spirituellen Traditionen, sondern mitunter auch gegenwärtigen

---

<sup>33</sup> Maggie Callanan/Patricia Kelley, *Final Gifts. Understanding the special Awareness, Needs, and Communications of the Dying*, New York u.a. 2008; Arthur Frank, *Wounded Storyteller, Body, Illness & Ethics*, Chicago/London 2013, 200f.

<sup>34</sup> Marie-Louise von Franz, *Traum und Tod. Was uns die Träume Sterbender sagen*, München 1984; Susan Bach, *Das Leben malt seine eigene Wahrheit. Über die Bedeutung spontaner Malereien schwerkranker Kinder*, Einsiedeln 1995.

Populärkulturen. Dass eigenes Erleben in ‚geborgten Erzählungen‘ bearbeitet und geklärt werden kann, wurde bereits erwähnt. Ein schönes Beispiel dafür ist die Geschichte des 4-jährigen Andreas, die Dietrich Niethammer erzählt. Der an einem bösartigen Tumor erkrankte Junge versetzt seine bereits verstorbenen Freunde auf die Burg Hohenzollern. Er gibt ihnen auf diese Weise einen Ehrenplatz in einer Sphäre, die seinem (Krankenhaus-)Alltag entrückt ist. Und es ist dann auch diese Burg- und Rittergeschichte, auf die Andreas zurückgreift, um seinen Eltern seinen baldigen Tod anzukünden. Auch er werde bald in diese Burg gehen, die vom Wohnort der Familie entrückt und ihm zugleich doch nahe ist. Damit erzählt der kleine Andreas seine eigene Lebensgeschichte auf ein Ende hin, das zugleich eine Öffnung auf einen anderen Ort hin bedeutet. Die Burg Hohenzollern ist für ihn kein totes Museum, sondern ein Ort des Lebens, des Abenteuers und der Freundschaft. In seiner Erzählung verknüpft sich Selbstmitteilung, Selbstintegration und Selbsttranszendenz.

### *Selbsttranszendenz*

Was Sterbende ihren Begleitenden in symbolischer Sprache mitteilen, hat zumindest manchmal den Charakter eines Tagtraums oder einer Utopie im besten Sinne des Wortes. Für den 4-jährigen Andreas steht die Burg Hohenzollern für einen erträumten Ort der Sehnsucht, zu dem es ihn hinzieht und der ihm hilft, sich von seinem bisherigen Zuhause zu lösen. In seinem grossen Werk „Das Prinzip Hoffnung“ beschreibt der Philosoph Ernst Bloch das Tagträumen als wirklichkeitsverändernder Prozess des Überschreitens, der Selbsttranszendenz im Medium utopischer Bilder. In ihnen meldet sich ereignishaft an, was noch nicht ist, aber werden möchte. Wie immer man dieses werdende beschreibt (hier gabeln sich die Überzeugungen), es stellt sich in einer symbolischen Gestalt ein, der oft eine überraschende Qualität zu Eigen ist. Die Burg Hohenzollern und die in diesem Band veröffentlichten Zeichnungen sind Beispiele für eine oft auch sinnlich sich konkretisierende Präsenz jenes Utopischen, das Menschen in Todesnähe dazu bewegt, sich imaginativ auf einen „Ort

der Fülle<sup>35</sup> hin zu überschreiten. Die Schmetterlinge an den Barackenwänden von Majdanek sind in diesem Sinne als Ausdruck dessen zu verstehen, was Cheryl Mattingly in ihrer Studie über schwerkranke Kinder marginalisierter Familien als paradoxe Praxis der Hoffnung beschrieb, die inmitten von Leiden intensives Leben in „borderland communities“ ermöglicht.<sup>36</sup> Angesichts des baldigen Todes Schmetterlinge an den Barackenwänden von Majdanek zu zeichnen, bedeutet, sich in einem Akt der Hoffnung gegen die Kräfte des Todes zu wenden und sich auf eine Zukunft hin zu überschreiten, die dem Leben gehört.

---

<sup>35</sup> Charles Taylor, *Ein säkulares Zeitalter*, Frankfurt a.M. 2009, 20ff.

<sup>36</sup> Mattingly, *The Paradox of Hope*, 7ff.